

»Ich finde keine Worte für das, was ich gesehen und erlebt habe.«¹

Am 26. April 1986 ereignete sich im sowjet-ukrainischen Kernkraftwerk nahe der Stadt Tschernobyl (ukrainisch: Chornobyl) der größte anzunehmende Unfall in der Geschichte der friedlichen Kernenergienutzung: der ›Super-GAU‹.

Die Folgen der Reaktorkatastrophe, ihre gesellschaftspolitischen, gesundheitlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen, ganz zu schweigen von den persönlichen Schicksalstragiken, sind bis heute, mehr als 20 Jahre danach, nur schwer fassbar. Die Opferzahlen der Helfer, auch Liquidatoren² genannt, und Anwohner der Region bewegen sich im fünfstelligen Bereich. Auf genaue Zahlen kann und will man sich unter Wissenschaftlern, Hilfs- und Umweltschutzorganisationen, Ärzten und Politikern jedoch nicht einigen.³ Fest steht, dass im Umkreis von 30 km mehr als 350.000 Menschen evakuiert wurden.

Über die chronologischen Abläufe der Nacht zum 26. April 1986, als es nach einem missglückten Experiment, bei dem ein Stromausfall simuliert wurde, zur Explosion des Blocks 4 kam, sowie über die Folgen nach Tschernobyl wurde in der Literatur kontrovers diskutiert.⁴

Auch die Auseinandersetzung auf wissenschaftlicher Ebene dokumentiert die komplexe Problematik des Tschernobyl-Unglücks: So lassen sich Zugänge aus historischer Perspektive finden, aber auch zu den gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen, zu den ökonomischen und ökologischen Folgen

1 Zitat eines Betroffenen, in: *Swetlana Alexijewitsch: Stimmen aus Tschernobyl*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Aus Politik und Zeitgeschichte: 20 Jahre Tschernobyl*, Bonn, 27. März 2006, S. 3.

2 Als Liquidatoren werden in der Literatur einheitlich die ersten Helfer bei den Aufräumarbeiten unmittelbar nach dem Reaktorunglück bezeichnet.

3 Vgl. die umstrittenen Ergebnisse des Tschernobyl-Forums, welches unter dem Dach der Internationalen Atomenergieorganisation (IAEO), World Health Organisation (WHO) und weiterer Organisationen die Folgen des Reaktorunglücks als weitaus geringer einstuft als bisher angenommen. Im 2005 vorgelegten Bericht wird die Zahl der Todesfälle auf 50 geschätzt. 4000 Menschen wurden demnach Opfer hoher Strahlenbelastung, weitere 5000 kommen aus den niedriger belasteten Gebieten hinzu.

4 Vgl. z.B. *Klaus Traube: Nach dem Super-GAU. Tschernobyl und die Konsequenzen*. Reinbek bei Hamburg 1986.

(Stichwort: erneuerbare Energien) sowie Diskussionen unter atomar-physikalischen Gesichtspunkten.⁵

Der Volkskundler Helge Gerndt konstatiert in seinem Aufsatz »Tschernobyl als kulturelle Tatsache«⁶, dass nach dem Unglück das Alltagswissen der Menschen versagt habe und der Ruf nach der Wissenschaft laut wurde. In diesem Zusammenhang stellt er sich auch die Frage, welchen wissenschaftlichen Beitrag die Volkskunde zum Umgang mit Atomenergie leisten kann. In seinem Aufsatz bezieht sich Gerndt überwiegend auf die alltäglichen Bewältigungsmechanismen der Menschen (in Deutschland) unmittelbar nach dem Unglück und veranschaulicht Tschernobyl als kulturelles Phänomen anhand eines theoretischen Denkmodells.⁷

Im Folgenden soll jedoch keine systematische Aufarbeitung der Katastrophe und ihrer Folgen im Vordergrund stehen, sondern die Beschreibung kultureller Praxen, durch welche einem Vergessen entgegengewirkt wird. Bei unserer Reise durch Teile der Ukraine wurde beispielsweise in Gesprächen mit ukrainischen Studierenden deutlich, dass das Thema Tschernobyl in einer alltäglichen Erinnerungskultur kaum eine Rolle spielt und man in den Familien eher dazu tendiert, das Thema nicht anzusprechen. Der 26. April 1986 gilt vielmehr als »schwarzer Tag« in der Geschichte der jungen Ukraine, wobei die Schuldzuweisungen (und die Diskussionen um die Frage der Verantwortlichkeit) – vor allem auf politischer Ebene – bis heute kein Ende genommen haben.

In Deutschland hat eine repräsentative Umfrage unter Jugendlichen zwischen zwölf und sechzehn Jahren gezeigt, dass gegenwärtig nur jeder dritte Jugendliche noch etwas mit dem Begriff »Tschernobyl« anfangen kann.⁸ Man kann, unabhängig von punktuellen nationalen und zudem meist von offiziell-

⁵ Vgl. hierzu bspw. die Tagung »Tschernobyl 1986–2006: Erfahrungen für die Zukunft« am 24. und 25. April 2006 in Berlin auf Initiative der Bundesumweltministerium (BMU) in Kooperation mit der Forschungsstelle für Umweltpolitik (FFU) und der Europäischen Ost-West-Akademie für Kultur und Medien e.V. (EOWA).

⁶ *Helge Gerndt*: Tschernobyl als kulturelle Tatsache. In: D. Harmening und E. Wimmer (Hg.): *Volkskultur – Geschichte – Region*. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Würzburg 1990, S.155–176. Der Aufsatz stellt hierbei die kulturellen Praxen, wie z.B. das veränderte Kaufverhalten, Technik als Bestandteil der Alltagskultur, Sterilisierung von »Tschernobyl« als Symbol, Wahrnehmung von Massenmedien, Protestaktionen etc. in den Mittelpunkt. Diese Auswertung findet jedoch überwiegend im Kontext der bundesdeutschen Bevölkerung und unmittelbar nach dem Unglück, Ende der 1980er Jahre, statt.

⁷ Ebd., S. 164.

⁸ Vgl. Forsa-Umfrage in: *Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU)*: Tschernobyl. Magazin zur Atompolitik, S. 11.

ler Seite initiierten Jahrestagen und Jubiläen, von einer zunehmenden Verblasung des Themas in den jüngeren Generationen ausgehen.

Die unzähligen wissenschaftlichen und journalistischen Publikationen zu Tschernobyl variieren stark in der Form ihrer inhaltlichen Auseinandersetzung mit diesem gleichsam hochkomplexen wie auch sensiblen Thema. Manche sind eher tendenziös geschrieben und zielen darauf ab, die Verfehlungen des Sowjetregimes aufzudecken. Andere wiederum stellen die betroffenen Menschen und ihre Erzählungen in den Mittelpunkt⁹ oder beschränken sich auf eine rein faktische Darstellung des Unglücks.

Dieser Beitrag will an zwei ausgewählten Beispielen die Kulturformen des Nicht-Vergessens vorstellen, die nach der Katastrophe von 1986 sowohl von Betroffenen als auch von Außenstehenden gefunden wurden, um die Erinnerung ›lebendig‹ zu halten. Dabei wurden aus einem breiten Spektrum von Erinnerungspraktiken, welche von Lyrik, Musik und Film bis hin zu Kunstwettbewerben und Sport-Events im ukrainisch-nationalen und internationalen Kontext reichen, zwei ausgewählt: das Tschernobyl-Museum in Kiew und der Extremtourismus ins Sperrgebiet.

Orte: das Tschernobyl-Museum in Kiew

»Wir haben die Pflicht, uns an den hohen Preis zu erinnern, der für Jahrzehnte nuklearen Leichtsinns und verbrecherischer Selbstbeschwichtigung gezahlt wurde.«¹⁰

Kurz bevor sich das Reaktorunglück von Tschernobyl zum sechsten Mal jährte, wurde am 25. April 1992 in einem ehemaligen Feuerwehrhaus im Kiewer Stadtteil Podil das ›Tschernobyl-Museum‹ geöffnet.¹¹ Damit wurde dem Ereignis ein eigener Raum geschaffen, ein Ort der Erinnerung. Das besondere an dem Tschernobyl-Museum ist, dass es sich trotz seiner Betitelung als *Museum* nicht eindeutig als solches identifizieren lässt. Denn im Tschernobyl-Museum stehen die betroffenen Menschen, die Opfer, Helfer und Kinder im Mittelpunkt, während technische Artefakte und die Ursachen erklärende Erläuterungen in den Hintergrund treten. Das Tschernobyl-Museum‹ ist vor-

⁹ Vgl. z.B. *Alexander Kluge*: Die Wächter des Sarkophags. 10 Jahre Tschernobyl. Hamburg 1996.

¹⁰ *Grigori Medwede*: Verbrannte Seelen. Die Katastrophe von Tschernobyl. München/Wien 1991, S. 267.

¹¹ Vgl. *Martin Pavlik*: Das schlummernde Ungeheuer und seine toten Helden. Unter: http://www.zeitgeschichte-online.de/zol/portals/rainbow/documents/pdf/-pavlik_museum.pdf (31.07.2006).

rangig eine Kombination aus Gedenkstätte und Museum, Ausstellung und Mahnmal, Dokumentations- und Forschungsstätte.

Den Ausgangspunkt für den Aufbau dieses Museums bildete eine Ausstellung: Bereits ein Jahr nach dem Reaktorunglück wurde von den Mitarbeitern der Kiewer Feuerwehr die Fotoausstellung »Anderken an Mut und Ruhm« ins Leben gerufen, welche zum Ziel hatte, der unzähligen Liquidatoren (den Umgekommenen, Lebenden und Erkrankten) zu gedenken. Damit bekamen die bloßen Zahlen Gesichter und da die Resonanz auf die Ausstellung sehr groß war, beschloss man, sie zu einem dauerhaften Museum umzuwandeln.¹²

Zunächst sei vorangestellt: Der Besuch des Museums hinterlässt Spuren bei seinem Betrachter. Bereits beim Eintreten wird einem das ganze Ausmaß der Katastrophe vor Augen geführt, denn den Treppenaufgang zu den Ausstellungsräumen begleiten dicht gedrängt die Namenstafeln der evakuierten Ortschaften rund um das Kernkraftwerk.

Der erste Ausstellungsraum ist ganz den Liquidatoren, 600.000 an der Zahl, gewidmet. Bis unter die Decke ist der Raum mit den Portraits der Helfer bestückt, welche zwischen einem Stahlgerüst vor schwarzem Stoff gruppiert wurden. Es sind die Männer, die unmittelbar nach dem Unglück im Einsatz waren, um Schlimmstes zu verhindern und dennoch nicht ausreichend über die Gefahr der Strahlung aufgeklärt wurden. Zwischen ihren Gesichtern hängen vergrößerte Abzüge von lachenden Menschen (aus der Zeit vor dem 26.04.1986), dem zerstörten Kraftwerk und verzweifelten Menschen bei ihrer Evakuierung. Neben Figuren, die die Arbeiter in ihren Schutzanzügen und mit Gasmasken darstellen sollen, sind in Glasvitrinen die persönlichen Gegenstände der Helfer, Briefe, Kleidung und auch Zeitungsartikel der Zeit ausgestellt. Die schwarz-weiß gehaltenen Fotos bleiben unkommentiert, doch den Besucher beschleicht das Gefühl, den Menschen aus und um Pripjat¹³ näher zu kommen, man erhält durch Fotos und Filme Einblicke in ihr Leben vor und nach der Katastrophe. Die Ursachen des Unglücks und den Ablauf der Nacht zum 26. April 1986 verdeutlichen eine Miniaturdarstellung des Atomkraftwerks und ein großes, animiertes Diorama, welches die Explosion und den Bau des »Sarkophags«¹⁴ in chronologischer Abfolge darstellt.

¹² Vgl. *Wollenweber, Britta*: Museum Tschernobyl – lebender Organismus und Ort der Hoffnung. Unter: <http://www.wostok.de/archiv/3-01/kultur/inhaltframe.html#artikel1> (31.07.2006).

¹³ Die eigens für die Mitarbeiter des AKW Tschernobyl und deren Angehörigen errichtete Stadt Pripjat diente ca. 50.000 Menschen als Wohn- und Schlafstätte und gilt heute als »Geisterstadt«.

¹⁴ Unmittelbar nach dem Unglück wurde das AKW mit einem Mantel aus Beton überzogen, Sarkophag genannt, welcher inzwischen jedoch stark renovierungsbedürftig ist.

Auch im weiteren Verlauf der Ausstellung stehen die Opfer von Tschernobyl, und deren – obwohl dies paradox klingen mag – Heroisierung im Zentrum der Aufmerksamkeit. An einem abgestorbenen Kiefernbaum hängen Bilder, Bücher und andere Habseligkeiten. Der Baum wurde, ähnlich dem Gedicht von Lucila Velásquez¹⁵, auch hier als das verdorrte Symbol des Lebens aufgegriffen.

Der letzte und zugleich größte Raum des Museums ist den Kindern von Tschernobyl gewidmet und beherbergt außerdem wechselnde Ausstellungen. Von unzähligen Fotos schauen traurige Kinderaugen auf den Besucher herab, in der Mitte steht ein für die Pripjat-Region typisches Polessje-Boot¹⁶, bis an den Rand gefüllt mit Spielzeugen und Kuscheltieren. Ebenfalls Bestandteil dieses Raumes ist eine Ausstellung von Postern zum Unglück, welche bei einem internationalen Design-Wettbewerb eingereicht wurden, um so dem Vergessen der Katastrophe von 1986 entgegenzuwirken und an die noch immer bestehenden Gefahren der Kernenergienutzung zu erinnern.

Wie bereits einleitend erwähnt, ist das Tschernobyl-Museum Kiew sehr viel mehr als ›nur‹ Museum. Die Gestaltung der Räume will wissentlich Betroffenheit bei seinen Besuchern erzeugen und Emotionen wachrufen, um an die menschlichen Tragödien und die Helden der Katastrophe zu erinnern. Hierbei geht es nicht um die Präsentation von Fakten, sondern darum, den Außenstehenden das Unfassbare auf emotionaler Ebene begreifbar zu machen und die folgenschwere Tragweite der Atomenergienutzung vor Augen zu führen. Der Besucher erfährt die Ereignisse in jener Nacht zum 26. April 1986 und der folgenden Tage über persönliche Lebensberichte und Zeugenaussagen – ergänzt durch Photos und private Zeugnisse unzähliger Betroffener, die ihre ganz eigene Sprache sprechen. Auch die Schuld des Sowjetregimes, welches seine Bewohner über den Unfall, seine Folgen und Ursachen weitgehend in Unwissenheit ließ, wird thematisiert.

Das Museum als ein Ort des Nicht-Vergessens, der Anteilnahme, aber auch der Mahnung konzentriert sich primär auf die unmittelbar vom Unglück Betroffenen. Die Erinnerung an Liquidatoren, Feuerwehrleute und Helfer, vor allem aber auch an die unzähligen erkrankten Kinder aus der Region und die Bedeutung des Unglücks für den Einzelnen wird (über deren Lebensgeschichte und -schicksale) thematisiert.

¹⁵ Vgl. *Lucila Velásquez*: Der Baum von Tschernobyl: Lyrik. Frankfurt a.M. 1991.

¹⁶ Das Polessje-Tiefland wird von dem Fluss Pripjat und seinen Nebenflüssen durchquert und ist überwiegend Sumpflandschaft.

Extremtourismus: Ausflug in die Sperrzone

»Wir alle sind fasziniert von Katastrophen.«¹⁷
(Sergej Ivantschuk, Reiseunternehmer)

20 Jahre nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl hat in den letzten Jahren zunehmend eine bizarre Form der Erinnerungskultur ganz anderer Art an Popularität gewonnen: der Extremtourismus. Bereits drei ukrainische Reiseunternehmen bieten dem interessierten Touristen für umgerechnet ca. 220 Euro einen Ganztagesausflug in die Sperrzone an, fachkundige Reiseleitung und Geigerzähler inklusive. Die Touristen, unter ihnen Studenten, Journalisten, Rechtsanwälte und Wissenschaftler, kommen gerne: Sie alle wollen in die verstrahlte und verlassene Zone, um sich mit eigenen Augen ein Bild von dem Sarkophag, der Geisterstadt Pripjat und den Rückkehrern zu machen. Um das Angebot eines Ausflugs in das Sperrgebiet für den Leser anschaulicher skizzieren zu können, soll im Folgenden das Programm eines Reiseveranstalters aus Kiew kurz vorgestellt werden.¹⁸

Der Ausflug ins GAU-Gebiet beginnt um neun Uhr morgens in Kiew. Dann sammeln sich die wenigen Touristen und man fährt im weißen Kleinbus 135 km (ca. zwei Stunden) in Richtung Norden an den Rand des Sperrgebiets. Nach dem Passieren des Checkpoints ›Dydyatky‹ betritt der Besucher die seit zwei Jahrzehnten nahezu unbewohnte Sperrzone im Umkreis von dreißig Kilometern um das AKW. Nach der endgültigen Stilllegung des Kernkraftwerks im Jahr 2000 arbeiten und wohnen auch heute noch ca. 1500 Menschen in dem Gebiet. Sie sind vorwiegend für die Instandhaltung des Werks verantwortlich und treffen die Vorbereitungen für eine neue Umantelung des maroden Sarkophags, deren Finanzierung jedoch noch nicht geklärt ist und die Mittel der ukrainischen Regierung übersteigt. Für den Besucher steht zunächst die Besichtigung des Atomkraftwerks und des Sarkophags auf dem Programm. Im Anschluss geht es in die Geisterstadt Pripjat, wo man verlassene Häuser, Kindergärten und Schulen besichtigen kann. Gegen frühen Nachmittag erhält der Tourist die notwendige Stärkung in Form eines Mittagessens, wobei der Reiseveranstalter ausdrücklich darauf hinweist, dass für die Qualität des Essens garantiert wird. Anschliessend geht es weiter zu den sogenannten »Fahrzeug-Friedhöfen«, wo die für den Hilfseinsatz nach der

¹⁷ Zitat in: *Waldherr, Gerhard*: Ausflug ins Gau-Gebiet. Unter: <http://www.sueddeutsche.de/reise/artikel/261/74187/> (04.11.2006).

¹⁸ Der Reiseverlauf wurde der Selbstdarstellung eines Reiseanbieters entnommen. Die Autorin hat daran nicht persönlich teilgenommen. Vgl. Chernobyl tour from SAM travel company Ukraine. Unter: http://www.ukrcam.com/tour/tour_3.html (02.06.2006).

Katastrophe verwendeten Feuerwehrautos, Helikopter und Rettungswagen, welche nach der Beendigung des Einsatzes die Zone aufgrund ihrer radioaktiven Verstrahlung nicht mehr verlassen durften, abgestellt und dem Zerfall preisgegeben wurden. Im Anschluss steht noch ein Treffen mit einigen der wenigen Rücksiedler auf dem Programm. Man zwingt sich in eine der kleinen Hütten, hört zu, stellt Fragen und macht noch schnell ein paar Fotos, um dann am späten Nachmittag die verlassene Zone selbst wieder zu verlassen und die Fahrt zurück nach Kiew anzutreten.

Solch eine Reise bedeutet Abenteuer und die Entdeckung von Neuland für einige Touristen, welche sich hier aus allen Teilen der Welt zusammenfinden. Im Internet kann man in Weblogs und auf persönlichen Homepages Erlebnisberichte von Reisen in das Sperrgebiet, die ›Todeszone‹, lesen. Der Besucher ist erschüttert und fasziniert zugleich, und er ist darauf bedacht, seine Erfahrungen einer Leserschaft mitzuteilen. So schreibt eine Frau namens Elena, die Motorradtouren in diesem Gebiet unternimmt:

»I travel a lot and one of my favorite destinations leads North from Kiev, towards so called Chernobyl ›dead zone‹, which is 130 kms from my home. Why my favorite? Because one can take long rides there on empty roads. The people there all left and nature is blooming. There are beautiful woods and lakes. In places where roads have not been traveled by trucks or army vehicles, they are in the same condition they were 20 years ago [...] Time does not ruin roads, so they may stay this way until they can be opened to normal traffic again..... a few centuries from now.«¹⁹

Das Zitat dieser Ukrainerin soll veranschaulichen, worin die Faszination an der Sperrzone um Tschernobyl begründet ist. Auf ihrer Homepage findet sich ein ausführlicher und mit Bildern unterlegter Erlebnisbericht. Im Gegensatz zu den organisierten Reisen ist sie mit ihrem Motorrad durch die Sperrzone gefahren, für einen Motorradfan ein Traum – endlose, vollkommen leere Straßen, welche durch eine seit 20 Jahren unberührte Natur führen.

Auf der anderen Seite übt die verlassene Arbeiterstadt Pripjat mit ihren grauen Fassaden eine merkwürdige Faszination auf ihre Besucher aus. Insbesondere Historiker setzen sich zunehmend für den Erhalt der Gebäude als einen Ort der Erinnerung an den Kommunismus, eine vergangene Zeit, ein. Als das Reaktorunglück am 26. April 1986 passierte, liefen die Vorbereitungen zum Festtag des 1. Mai auf Hochtouren. Der nicht vollständig fertig gestellte Jahrmarkt, mit Autoscooter-Anlage und Riesenrad, die Überreste des Festschmucks und nicht zuletzt die Transparente mit der Aufschrift: »Die Partei

¹⁹ Vgl. <http://www.angelfire.com/extreme4/kiddofspeed/chapter1.html> (20.10.2006).

Lenins führt uns dem Kunstwerk des Kommunismus entgegen«, stellen eine andere Art der Musealisierung des Alltags dar, zu dem der Zutritt jedoch nur nach Genehmigung erfolgt.

Der Reiseführer der Agentur ›Hamalia‹ proklamiert sein Reiseangebot in die Sperrzone als »Kampf gegen das Vergessen, damit sich so ein Unglück nicht wiederholt«²⁰.

Der Extremtourismus in die ›Zone‹ um das AKW Tschernobyl ist demnach von Ambivalenz geprägt. Auf der einen Seite stehen der »Kampf gegen das Vergessen« und der Versuch, einen Teil der sowjetischen Vergangenheit für die Nachwelt zu konservieren und als Mahnmal zu erhalten. Auf der anderen Seite steht die Neugier, Sensationslust und das Liebäugeln mit der Gefahr, um an immer extremere Orte vorzudringen. Nicht zu vergessen ist jedoch auch die Freude (wenn man es angesichts der nuklearen Katastrophe so nennen kann) an der sich seit nunmehr zwei Jahrzehnten ohne menschliches Eingreifen voll entfaltenden Natur.

In jedem Fall sollte man diese Art des Tourismus, der sich in Teilen auch einer speziellen Form der Erinnerungskultur zuordnen lässt, kritisch beleuchten und unter der Beachtung der jeweiligen Motivationsgründe untersuchen.

Schlussbetrachtung

Der Besuch des Tschernobyl-Museums in Kiew sowie Gespräche mit ukrainischen Wissenschaftlern und Studenten haben gezeigt, dass Tschernobyl noch immer ein Thema ist, jedoch keines, über das man ohne Anstoß spricht. Eher bekam ich den Eindruck, dass die Ukrainer den 26. April 1986 am liebsten aus den Geschichtsbüchern streichen würden, diesen ›schwarzen Tag‹ in der Historie. Daher ist hervorzuheben, dass die vorgestellten Erinnerungsformen an die Explosion des AKW vor 20 Jahren überwiegend aus einem *Bedürfnis* nach Aufklärung, Bewältigung und vor allem dem Nicht-Vergessen der Opfer, Ereignisse und Folgen heraus entstanden zu sein scheinen.

Tschernobyl *heute* ist nahezu zu einer Signatur für die Gefahr geworden, die in der Atomenergienutzung steckt, und Ausdruck für das Schicksal von mehreren zehntausend Menschen, die über Nacht Opfer der Atomtechnik und auch Opfer eines politischen Systems wurden, welches – angesichts der

²⁰ Zitat aus: *Katrin Lutz* : Tschernobyl – strahlender Extremtourismus. Unter: <http://reise.germanblogs.de/archive/2006/04/24/1evd6skwfqs4.htm> (31.07.2006), Name des Zitierten unbekannt.

bedrohlichen Ausmaße – leichtfertig das Leben von Tausenden von Liquidatoren als »Bio-Roboter«²¹ aufs Spiel gesetzt hat.

Franziska Pfeifer
c/o Institut für Volkskunde
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1
D-20146 Hamburg

²¹ Der Begriff des »Bio-Roboters« dient in der Literatur als Bezeichnung für jene Helfer (Liquidatoren), die bei den Aufräumarbeiten im AKW Tschernobyl unmittelbar nach der Katastrophe mitgewirkt haben. Zunächst wurden dafür elektrische Roboter eingesetzt, welche jedoch der hohen Strahlung nicht standhielten und schnell den Dienst versagten. Daraufhin wurden Menschen im Sekundentakt zur Räumung des Schutts auf dem Dach des zerstörten Kernkraftwerks eingesetzt.